

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 17 (1913-1914)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Der Ad'm : Erzählung  
**Autor:** Schmitthenner, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-661580>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 27.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Weihnachtsgefühl.

Nacht die jubelvolle Zeit,  
Kommt auch mir ein Sehnen;  
Längst entflohn'ner Seligkeit  
Denk' ich nach mit Tränen.

Und ich schaue, wie im Traum,  
Ihren fernen Schimmer  
Weben um den Weihnachtsbaum,  
Kehrt sie selbst auch nimmer.

Martin Greif.

## Viel Sonne.

Viel Sonne fürs Herz,  
Viel Sonne fürs Haus,  
Viel Sonne, viel Sonne  
Jahre in, jahraus!  
Viel Sonne für Große und Kleine!  
Bei sonnigem Schein  
Die Kinder gedeihn,  
Und Eltern vergessen die Sorgen,  
Wenn hinter den Bergen am Morgen  
Die Sonne sich zeigt,

Als Feuerball steigt,  
fortreißend die Furcht und die Not;  
Denn Sonne gibt Leben und Brot.  
Sie ist der Trost der Welt,  
Der tiefstes Leid erhellt;  
O, daß sie scheine,  
Sie, die ich meine,  
Die Sonne der Liebe,  
für Große und Kleine!

Nanny v. Eicher.

## Der Ad'm.

Erzählung von Adolf Schmitthener.

Er war ein struppiger Bursche, fünfzehn und ein halbes Jahr alt. Aus der Strafanstalt für jugendliche Verbrecher hatte er einen kurzgeschorenen Schopf und die Redensarten „jawohl“ und „nee“ mitgebracht. „Jawohl“ hatte er von einem Aufseher gelernt, „nee“ von einem Kollegen aus Magdeburg, der neben ihm im Gefängnishofe Holz zu spalten pflegte.

Einmal war er während der Zeit seiner Haft zu Hause gewesen, als seine Mutter begraben wurde. Sie war im Spital gestorben, wohin man sie aus der ihr zugewiesenen Wohnung, einem alten Türmchen der Stadtmauer mit Schießscharten statt der Fenster, fünf Tage vor ihrem Tode gebracht hatte. In Ermanglung einer Krankenbahre wurde sie auf einem jener Handkarren transportiert, auf dem in den größern Städten die Kälber vom Schlachthause zu den Fleischern geführt werden, nur mit dem Unterschiede, daß die Kälber ganz mit einem Tuche bedeckt sind, während

die Frau Kopf und Beine hinausstreckte und darum von einer schweigenden Kinderschar geleitet wurde.

Als der junge Sträfling, von einem Gendarmen geführt, am Grabe seiner Mutter stand, war er der Zielpunkt aller Augen. Er vergoß keine Träne. Nicht als ob er des Fluchs gedacht hätte, den ihm seine Mutter bei der Verhaftung nachgerufen hatte, weil er sich über dem letzten Diebstahl hatte erwischen lassen; sondern er pflegte überhaupt nur zu weinen, wenn er Schläge bekam. Andre Schmerzen als die des Hungers und körperlicher Mißhandlung kannte er nicht.

An der Mutter Grab sah er auch seine jüngern Geschwister zum erstenmal wieder, zwei Mädchen, die bei einem Tagelöhner untergebracht waren. Das erste, was er bei ihrem Anblick empfand, war eine Art von Neid; denn er sah sie in neuen saubern Kleidern, die ihnen von der Gemeinde angeschafft worden waren. Von der Beerdigungsrede, die der Geistliche hauptsächlich auf ihn gemünzt hatte, vernahm er nichts.

Auf dem Rückwege vom Kirchhof sprang eines seiner Schwesterlein zu ihm heran und sagte: „Ad'm, wenn's bei uns Kartoffelschnitz gibt, dürfen wir essen, so viel wir wollen. Kriegst du auch Kartoffelschnitz?“

Sawohl, erwiderte er, dreimal in der Woche!

Nach seinem ältern blödsinnigen Bruder, der während seiner Abwesenheit in der Kreispflegeanstalt untergebracht wurde, fragte er nicht.

Auf der Rückfahrt sah er zuerst mit innigem Behagen und mit dem Verständnis eines verdorbnen Gemütes zu, wie in der benachbarten Abtheilung zwei Soldaten mit einem Mädchen schäkerten. Als ihm der Gendarm befohlen hatte, sich auf die andre Bank zu setzen, damit er der Szene den Rücken drehe, musterte er, was oben auf dem Gepäckbrette lag, und sann darüber nach, was er von diesen Dingen alles gebrauchen könnte. Dann blickte es einmal aus seinen grünlich braunen Augen; es mußte ihm irgend ein bößlicher Gedanke durch den Kopf gezuckt sein. Darauf sah er gleichgültig und schläfrig vor sich nieder, und während die Nacht kam, schlief er ein. Es träumte ihm, er ziehe seinen jüngern Geschwistern die neuen Kleider aus, die Mutter komme fluchend auf ihn los, um ihn zu schlagen, er raufe mit ihr um den Stock; da sehe er das Mädchen von drüben winken; er auf, zur Thür hinaus und ihr nach. Dann träumte ihm wieder, er sitze in seiner Zelle und schlage die Bibel auf, um die Geschichte von der schönen Susanna zu lesen; und wie er sie aufschlage, da sei es der große Reisekoffer, der ihm gegenüber auf dem Gepäckbrett lag. Die eine Hälfte sei bis oben voll glänziger Goldstücke. Eben wollte er mit zitternden Händen die andre aufschnallen, als ihn der Gendarm aus dem Schläfe rüttelte.

In seiner Zelle fand er auf dem Tisch ein aufgeschlagenes Buch. Es

gehörte zum Inventar. Der Pfarrer war da, sagte er; dann sah er hinein und las die Überschrift: Trost beim Verluste teurer Angehöriger. Aee, lächelte er und legte das Buch beiseite.

Seitdem hatte er niemals mehr an seine Mutter gedacht oder des Nachts von ihr geträumt.

\*

Fünf Wochen später — es ging schon stark auf Weihnachten — wurde er aus der Haft entlassen. Die Sorge, was nun zu beginnen sei, beunruhigte ihn keinen Augenblick. Vor der Landstraße als Heimat fürchtete er sich nicht, und als bewährte Gegenmittel gegen den Hunger kannte er das Betteln und Stehlen. So schaute er der Zukunft gleichmütig entgegen. Als ihm aber der Gefängnisvorstand nach einer ernstern Ermahnung eröffnete, daß der Pfllegeverein seines Bezirkes für ihn ein Unterkommen besorgt habe, wo er ein Handwerk lernen könne, da war ihm das auch recht.

Es hatte Mühe gekostet, geeignete Leute zu finden, die den verwahrlosten Burschen ins Haus aufnehmen wollten. Endlich hatte sich ein Bahnwart angeboten, der in jeder Hinsicht als der rechte Mann erschien. Er wohnte eine halbe Stunde vom Dorf entfernt. Sein Häuschen stand auf einem Hügel, der sich zwischen der hochgelegenen Landstraße und der Bahnlinie erhob. Nach der Landstraße zu senkte er sich sacht, und man gelangte dorthin auf einem gewundenen Pfade, der sich zuerst zwischen Gärten und dann noch etwa hundert Schritte weit zwischen Fruchtfeldern hinabzog. Nach dem Schienenkörper dagegen, der in der Sohle eines tiefen Einschnittes lag, konnte man nur auf einer schmalen Treppe niedersteigen.

Der Bahnwart trieb als Nebenbeschäftigung das Weberhandwerk; das sollte der entlassene Sträfling bei ihm erlernen.

An einem Tage der zweiten Dezemberwoche — es war zum erstenmal heuer kalt gewesen — klopfte es um die Nachteßenszeit an die verschlossene Thür des Bahnwärterhäuschens.

Die junge Frau schob den Riegel zurück und rief: Seid ihr's schon, Voglerin? Dann setzte sie leise hinzu: So hätt's nicht preßiert.

Aee, der Ad'm ist's, rief eine Stimme, und ein stämmiger Bursche trat ohne weiteres in die Stube herein. Ich soll ja hier bleiben.

So, du bist der Adam? sagte jetzt der Bahnwart, der auf der Bank hinter dem Tisch gefessen hatte, sich jetzt aber schwerfällig erhob und mit der Lampe dem Ankömmling ins Gesicht leuchtete. Die Gatten wechselten einen Blick. Der Bahnwart setzte die Lampe auf den Tisch nieder, nahm seinen alten Platz ein und sah schweigend vor sich hin.

Die blasse Frau aber streckte dem Burschen die Hand entgegen und sagte: Grüß dich Gott bei uns, Adam! Es ist kalt und finster draußen. Setz dich zu ihm auf die Bank! Das Essen kommt bald!

Während die Frau in der Küche nachsah, und der Mann immer noch schweigend auf die Tischplatte starrte, schaute sich der Junge mit frechen und listigen Augen im Zimmer um.

Aha, da drinnen steht der Webstuhl! jagte er und wies mit der Hand in die Kammer, zu der die Thür offen stand. Ein gewöhnliches Auge erblickte nichts in ihr als Finsterniß.

Ja, Adam, und morgen geht's dran.

Ungeschafft schmeckt's besser, lachte der Junge mit einem Blick nach der Thür, die sich gerade aufrat. Die Bahnwartsfrau kam mit dem Essen herein.

Schweigend saßen die Drei beim Mahle. Zuweilen taten die Eheleute eine prüfende Schau nach dem mit Essen beschäftigten Burschen hinüber, und dann fanden sich immer ihre Augen zu vielsagender Aussprache. In dem Blicke des Mannes lag Unmut und Besorgnis, in dem der Frau begütigender Zuspruch.

Nach dem Essen legte sich Adam an die Wand zurück und schien zu schlafen; es kam jedoch der jungen Frau vor, als ob er zuweilen unter den Lidern hervorblinzele. Sie holte ihr Strickzeug, aber setzte sich so, daß sie dem Lichte und dem Burschen den Rücken drehte.

Du siehst ja nichts, Lisbeth, sagte der Mann.

Ich sehe genug, erwiderte sie und hob ein beinahe fertiges Kinderstrümpfchen in die Höhe.

Da verschwanden alle Schatten von des Mannes Stirne, er lachte über das ganze ehrliche Gesicht. Auch die blasse Frau lächelte zu ihm hinüber, dann wurde sie rot und beugte sich über ihre Arbeit.

Der Bahnwart ging jetzt hinaus auf seinen Posten. Kurze Zeit darauf brauste der letzte Zug vorbei. Unterdessen war die Frau hinauf in den Verschlag gegangen, wo der neue Hausgenosse schlafen sollte. Das Paar kam zusammen wieder zur Thür herein. Der Mann rüttelte den Burschen auf, der fest eingeschlafen schien.

Geh zu Bett, Adam!

Als der Junge auf den Füßen stand, nahm der Bahnwart die Lampe und sagte zu ihm: Komm!

Dann schritt er ihm voraus in die Kammer. Ein kräftiger Gerngeruch erfüllte den kleinen Raum. In zahlreichen Strängen hing der gesponnene Hanf von der Decke herab. Der Pflegevater stellte die Lampe sorgfältig auf eine Stelle des Bodens, über der die eisernen Haken in der Decke kein Garn trugen, und holte aus dem Winkel hinter dem Webstuhl einen derben hagenbüchernen Stock hervor, den er dem verdutzten Burschen unter die Augen hielt.

Wenn du brav bist, hast du's bei uns gut. Wenn du aber wieder stiehlest, dann hau' ich dich mit dem da, daß du dran denken sollst!

Dann stellte er den Stock wieder an seinen Platz und ging mit der Lampe in die Stube hinaus.

Seine Frau war draußen am Fenster im Dunkeln stehen geblieben. Jetzt kam sie auf den Burschen zu und sagte mit ihrer sanften Stimme: Sieh, Adam, wir wollen dir Vater und Mutter sein und dich lieb haben wie unser eigen Kind. Mach's uns nicht schwer! Sei brav! Und wenn dir dein Bett nicht warm genug ist, dann nimm die Säcke da und leg' sie oben d'rauf!

Damit gab sie ihm ein halbes Duzend neuer Säcke, die sie aus dem von ihrem Mann gewobenen Tuche genäht hatte.



Das Kirchlein in Kilchberg bei Zürich.

Phot. A. Moser, Kilchberg.

### Requiem.

Bei der Abendsonne wandern  
Wann ein Dorf den Strahl verlor,  
Klagt sein Dunkel es dem andern  
In vertrauten Tönen vor.

} Noch ein Glöcklein hat geschwiegen  
Auf der Höhe bis zuletzt;  
Nun beginnt es sich zu wiegen:  
Horch — mein Kilchberg läutet jetzt.

Conr. Ferd. Meyer.

Der Junge riß seine Augen auf und sah seine neue Mutter mit dem Ausdruck scheuen Erstaunens an. Dann lief ein helles Grinsen über sein Gesicht. Es sollte vielleicht dasselbe ausdrücken, was die Katze durch Schnurren kund gibt: die Empfindung wohltuender Wärme, und in diesem Augenblick hatte das verwahrloste Antlitz den Zug frühreifer Gemeinheit verloren; es war wieder ein Kindergesicht, das man fast hübsch nennen konnte.

Als der Bahnwart, der seinen Pflegling nach seinem Verschlag geführt hatte, wieder zur Thür hereinkam, sagte er zu seiner Frau: Ich fürchte, wir haben einen Halunken in unser Haus aufgenommen.

Lisbeth seufzte; nach einer Weile sagte sie: Der arme Bube! Er hat eine schlechte Mutter gehabt! Wir wollen gut zu ihm sein, Georg!

Dann gingen sie mit einander die Treppe hinauf nach dem Schlafgemach.

\*

Es war seitdem rüstig in den Winter hineingegangen, und Weihnachten stand vor der Thür. Adam hatte sich das „Nee“ und „Sawohl“ fast wieder abgewöhnt, und der Zuchthauschnitt seiner strohgelben Haare war verwachsen. Seine Fortschritte hinter dem Webstuhl konnte man nicht sonderlich groß nennen; aber sonst war er willig und folgsam. Er trug Wasser, machte Holz klein und half der Frau seines Meisters bei allen häuslichen Arbeiten, was diese sich gern gefallen ließ, da ihr das Heben und Tragen beschwerlich wurde.

Einmal, als er Scheitholz spaltete, während seine Pflegemutter auf einem Schemel saß und Kartoffeln schälte, fing er an, eines der frechen Vagabundenlieder zu singen, die er von seinem Kumpen in der Strafanstalt, dem Magdeburger, gelernt hatte.

Da sprang die junge Frau von ihrem Sitz auf und rief ihm zu: Pfui, du wüster Bub, geh mir aus den Augen!

Er erschrak, daß ihm das Herz zitterte, und schlich zur Küche hinaus. Am folgenden Tage war er stille bei seiner Arbeit. Am zweiten Tag pfiff er leise vor sich hin und hatte so tiefe Falten zwischen den Brauen, wie wenn er über ein finsternes Problem nachdächte. Am dritten Tag fing er beim Holzsägen eines der Lieder an, die er in der Schule gelernt hatte; auf das erste folgte ein zweites, und so weiter. Es war ein unerschöpflicher Vorrat. Sie paßten nicht gerade alle zu Zeit und Umständen: Gold'ne Abendsonne, wie bist du so schön — Alle Menschen müssen sterben — Alle Böglein sind schon da, und die vielen andern. Die junge Frau tat, als ob sie nichts Absonderliches merkte; aber bei jedem neuen Liede, das er anstimmte, lag ein glückseliges Lächeln auf ihren Lippen, und bei diesem oder jenem Liede fiel sie wohl selbst mit ihrer klangvollen Stimme ein.

So war der Tag, der dem Christfeste vorausgeht, herangekommen. Die

Bahnwarteleute waren gerade mit dem Fugen des Christbäumchens fertig geworden. Als der Mann noch ein vergessenes Lichthalterchen auf einen Zweig steckte, sagte er zu seiner Frau: Du, wie wird's das nächstemal sein?

Wie Gott will, erwiderte sie, und ein tiefer Atemzug hob ihre Brust.

Jetzt machte sich der Bahnwart fertig zu einem Gange ins Dorf. Ein Pfündlein Rindsfleisch für die Suppe wollte er einkaufen; — zu einem Weihnachtsbraten reichte es nicht, wie sie vor einigen Tagen gefunden hatten, als sie während des Mittagessens die Festtagskosten überschlugen. Noch eine andre Adresse wollte er aufsuchen, die freundliche Frau, die in dem kleinen Hause bei der Kirche wohnte und der einzige Mensch im Dorfe war, neben dessen Haustür sich eine Nachtglocke befand. Man konnte nicht wissen, was sich in den nächsten Tagen ereignen werde.

Es kann sein, daß ich bis zum Fünfuhrzug noch nicht daheim bin. Den Schlagbaum über den Feldweg habe ich schon zugezogen. Gib nur acht, wenn du die Treppe hinuntersteigst!

Geh ohne Sorge, rief sie lachend, ich bin noch sicher auf meinen Füßen. Auch hat Adam heute das Eis weggehakt.

Was nur der Schlingel bei dem tiefen Schnee im Walde treiben mag? sagte noch der Bahnwart und schickte sich zum Gehen an.

In diesem Augenblick kam der Bursche zur Haustür herein, barhäuptig, mit hochroten Wangen und fliegendem Atem. Er mußte wacker gelaufen sein. Die Hosen steckten in den Stiefeln, und diese waren mit Schnee bedeckt. Er hielt etwas hinter seinem Rücken, und man sah es seinen lachenden Augen an, daß es etwas Gutes sein mußte. Rasch trat er in die Stube hinein, warf einen toten Hasen auf den Tisch und rief: Da habt ihr euern Weihnachtsbraten!

Die Beschenkten sahen sich sprachlos in die Augen. Die junge Frau sank auf einen Stuhl. Adam weidete sich an der Überraschung seiner Pflegeeltern. Bald aber klopfte ihm angstvoll das Herz. Das Antlitz des Bahnwarts war blutrot geworden.

Wo hast du den Hasen her?

Ich hab ihn gefunden und totgeschlagen.

Wo hast du ihn gefunden?

In einer Schlinge.

Wer hat die Schlinge gelegt?

Der Knabe zögerte mit der Antwort.

Adam, sag die Wahrheit! rief ihm die Frau zu.

Ich hab sie gelegt.

Komm! rief der Bahnwart und ging mit schwerfälligen Schritten nach der Kammer voraus, wie er an dem Abend getan hatte, an dem sein Pflegesohn eintraf.



Lisbeth trat ihm in den Weg. Georg, tu's nicht! Ich bitt dich, — mir zu lieb! Denk doch, 's ist heiliger Abend! Er hat's gut mit uns gemeint! Georg, denk an mich!

Lisbeth, aus dem Weg! rief der Mann mit einer vor Zorn bebender Stimme. Erschrocken wich sie zur Seite. Er tat sich Gewalt an, und seine Stimme klang unheimlich ruhig, als er sagte: Ich hab's den Herren auf dem Rathaus in die Hand versprochen, daß ich streng gegen ihn bin. Soll ich mein Wort brechen? Willst du, daß der Halunke gestohlenes Zeug in mein Haus bringt? Aus den letzten Worten flammte wieder der Zorn. Er riß die Thür auf und stieß den zitternden Knaben in die Kammer. Es sah in ihr anders aus als an jenem ersten Abend. Anstatt des Webstuhls stand das Ehebett in der Mitte; denn da die obere Stube nicht geheizt werden konnte, hatte man für die Wochenzeit das untere Zimmer gerüstet. Neben dem Bett stand eine Wiege. Die Garnstränge waren verschwunden. Nur der hagenbüchene Stock stand noch im Winkel.

Georg, tu es nicht! in meiner Stube nicht! rief die Frau, die in die Kammer nachgegangen war. Aber der Wütende schob sie zur Thür hinaus.

Mein Kind, mein Kind! weinte sie und fiel erschöpft auf den Stuhl, die Hände im Schoße zusammengekrampft. Dann sprang sie auf, hielt sich die Ohren zu und eilte hinaus ins Freie. —

Es war geschehen. Der mißhandelte Bube lag wimmernd in seinem Verschlage auf dem Bett. Der Bahnwärter ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Frau folgte ihm bekümmert mit den Augen.

Gesund ist's für ihn gewesen, Lisbeth, sagte er, und sterben wird er nicht dran. Gib mir noch eine halbe Mark, daß ich dem Bub ein Buch kaufe mit schönen Liedern, weil er so gern singt. Sie gab ihm das Geld.

Bist du mir noch böse, Lisbeth?

Sie schüttelte den Kopf. Ich war dir nicht böse, ich bin nur traurig.

Bis ich zurückkomme, bist du wieder lustig, und dann halten wir Bescherung.

Er gab ihr einen Kuß, nahm den Hasen vom Tisch und schritt zur Thür hinaus.

Eine Weile später schlich Adam die Treppe hinunter. Es dunkelte schon. Etwas Raubtierähnliches war in dem Burschen, als er vor der Stube lauschte. Seine Augen funkelten. Die Haustür war angelehnt. Er huschte hinaus, um das Haus herum, die Treppe hinunter und über die Schienen. Mit etwas Schwerem in den Händen kam er wieder zurück. Es war ein großer Stein. Er legte ihn auf einer der mittleren Stufen der Treppe sorgfältig zurecht. Dann schlich er wieder hinunter und duckte sich in den finstersten Schatten der Felswand.

Es war schwarze Nacht in dem Einschnitt. Durch den bleichen Schimmer des Schnees auf dem Bahnkörper schien die Finsternis zu beiden Seiten noch schwärzer. Es erhob sich ein Wind, und es fieng zu schneien an. Bald ächzten die Lannen oben in der Höhe, bald fuhr der Sturm in die Tiefe und heulte an den Felswänden hin. Vom Dorfe her klang Glockengeläute, aber matt und verschleiert.

Jetzt ziehen die Kinder in die Kirche und singen Weihnachtslieder, sagte der Bursche zu sich, — jetzt kommt der Zug bald.

Es schlug ab. Der helle Ton zitterte wie ein klagender Aufschrei im Sturmwind und wurde in der Ferne aufgenommen und weiter gegeben.



Dichterheim Conr. Ferd. Mehers, Kilchberg bei Zürich.

Phot. A. Moser, Kilchberg.

Jetzt hörte man das Rollen des Zugs, und oben ging die Tür des Hauses. Schritte näherten sich. Jetzt ist er am Rande angelangt; jetzt geht er die Treppe hinunter; die erste, die zweite, die dritte Stufe; — und jetzt —

Ein gellender Aufschrei. Aber was ist das? — so schreit kein Mann! dem Burschen stand das Herz still. Ein Poltern, — ein harter Fall, — ein leiser Klageruf: Adam, das hast du getan. Er hörte nichts mehr. Ein Rauschen und Brausen erfüllte den Raum. Zwei ungeheure Fackeln, sprühend von rotem Licht, schossen auf ihn los, und die Felswand zitterte, als ob sie ihn abschütteln wolle. Jetzt war's vorbei. Er öffnete die Augen, die er entsetzt geschlossen hatte. Er sah, drei Schritte vor sich, die Bahn-

wartsfrau auf dem Posten stehen. Jetzt wandte sie sich um, und ohne ihn zu bemerken, ging sie langsam und ächzend die Treppe hinauf.

Eine gute Weile blieb er noch, dann ging er ihr nach ins Haus hinein. Mit klopfender Brust stand er einen Augenblick, die Hand auf dem Drücker, vor der Stubentür. Jetzt faßte er sich ein Herz und trat hinein. Die Lampe stand brennend auf dem Tisch, neben ihr ein Strickzeug und eine Schüssel voll Wasser mit einem Tuche, wahrscheinlich zum Abwaschen der Blutflecken, die der Hase auf der weißgeschuerten Platte zurückgelassen hatte. Die Bahnwartsfrau war nicht da. Adam ging geräuschvoll und pfeifend an das Fenster und schaute in die schwarze Nacht hinaus. Dann brach er plötzlich ab und schlich auf den Beinen an die Kammertür und horchte. Er meinte, er hätte einen Atemzug drinnen vernehmen müssen, aber er vernahm nichts. Dann holte er den Kalender von der Wand und setzte sich auf die Bank. Er schlug auf und las, was er gerade fand, die Legende vom heiligen Christophorus. Als er am Ende der Seite war, vergaß er umzudrehen und blätterte rückwärts. Da fand er, daß die zwei letztvergangnen Wochen auf dem Monatsblatt Dezember noch nicht ausgestrichen waren. Er holte aus der Tischschublade das Tintenfaß und die Feder heraus und zog zwei dicke Kreuzstriche, und von der begonnenen Woche strich er Tag für Tag durch, auch den heutigen; erst vor dem roten Christfest machte die Feder Halt. Zwischen hinein griff er sich an den Hals. Was klopfte denn da so schrecklich von unten herauf, daß es ihn schier erwürgte? Er tat Kalender, Tinte und Feder an ihren Platz und ging hinaus auf den dunkeln Flur. Vor der Küchentür stand er lauschend; dann stieß er den Kopf an den Posten und rief: Holla, da ist's finster! Da rennt man sich ja den Schädel ein! Keine Antwort erfolgte. Da machte er die Tür auf. Es war kein Licht in der Küche. Im offenen Herd glommen die Kohlen eines verlöschenden Feuers.

Jetzt trieb's ihn zum Hause hinaus. Ein wildes Schneegestöber raubte ihm fast den Atem. Er ging um das Haus herum die Treppe hinunter. Die von der Nacht gedrückte Schneedämmerung, die über den Boden hinfloß, die Gegenstände auflöste und ineinander mischte, verdeckte den Abstieg und hätte einen andern genötigt, vorsichtig zu tasten. Adam aber hatte von seinen frühern Diebsfahrten her ein nachtgewohntes Auge, und hier ging er mit geschlossenen Lidern in vollkommener Sicherheit. Er zählte die Stufen. Diese hier war's. Da lag der Stein. So ist sie auf ihn getreten, dann stürzte er hinunter, und sie ihm nach. Er wischte mit seinen Händen den Schnee von der Stufe und starrte auf die schwarze Erde. Dann war's ihm, als ob es wieder tausend herankomme mit feurigen Augen, als ob die Felswand sich wieder schüttle und ihn hinab schleudern wolle in die Tiefe. Sich festkrallend in den Schnee, kroch er auf den Knien

die Stufen hinauf und flog ins Haus hinein, in die Stube und wieder an die Kammertür. Es war ihm, als müsse er etwas von der hören, die allein von allen Menschen gut gegen ihn war, und der er ein Leid angetan hatte. Aber es war totenstill in der Kammer. Da stürzte er von Verzweiflung gejagt wieder zum Hause hinaus und, wie um Hilfe zu holen, der Straße zu. Dort kommt ein Licht heran; da ist er!

Adam sprang dem Bahnwart entgegen. Neben diesem trippelte rüstig ein altes Weiblein daher, wunderbar in Kapuze und Tücher verhummt.

Du bist, Ad'm? sagte der Mann mit weichem Ton, und dann setzte er erschrocken hinzu: Was ist's? Wie geht's meiner Frau? Ist etwas passiert?

Nein — ich weiß nicht — sie ist in der Kammer.

Da eilte der Mann so schnell er konnte, den Hügel hinan; das Weiblein pustete trippelnd hinten nach.

Eine Weile später war es hell und lebendig geworden in allen Räumen des Häuschens. Adam stand zitternd vor dem Fenster. Er wagte nicht einzutreten, und als er seinen Namen rufen hörte, zuckte er zusammen. Sie hat's ihm gesagt, und er wird mich totschlagen, flüsterte er und zitterte heftiger.

Da tat sich der Laden auf, und der Bahnwart schaute heraus. Da bist du, Adam? sagte er freundlich. Komm doch herein, der Weihnachtsbaum brennt.

Sie hat ihm nichts gesagt, flüsterte der Junge, und die Tränen traten ihm in die Augen.

Als er in die Stube kam, sah er auf dem Tisch den Weihnachtsbaum, der in einem kleinen Christgärtchen steckte. Es sah gar traulich und weihnachtlich aus. Der Junge schaute nach der Kammer. Die Tür stand offen, und man konnte vom Bett aus gut zum Tische her schauen.

Sie hat's so haben wollen, sagte der Mann, der sorgenvoll auf eines der brennenden Lichter gestarrt hatte; wir sollen doch Bescherung halten, und sie wollte den Baum noch vorher brennen sehen. Dann wandte er sich zu dem Burschen: Sieh, Ad'm, das ist für dich. Das Liederbuch hab ich dir mitgebracht, weil du so gern singen tust. Unter dem Tisch steht ein Napf mit Nüssen, Äpfeln und gedörrten Zwetschgen; davon darfst du dir nehmen, so oft du magst. Und der Lebkuchen gehört dein und die Brezel. Und hier die warme Mütze hat dir meine Frau noch gestrickt; du kannst sie bis über die Ohren ziehen; und diese Strümpfe hier auch. Und sie läßt dir noch sagen, du sollst nie in deinem Leben den heutigen Tag vergessen.

Keines Wortes mächtig stand der Bursche da. Mit zitternden Händen griff er nach der Mütze und den Strümpfen, hielt sie von sich und betrachtete sie mit Augen, die durch Thränen leuchteten. Jetzt wandte er den Kopf der

Tür zu, aber hatte nicht das Herz hineinzuschauen. Da konnte er sich nicht mehr halten. Er stürzte zur Tür hinaus, alles dahintenlassend, Niederbuch, Lebkuchen, Brezel und Apfelnapf. Und draußen hub er zu heulen an, wie er noch nie in seinem Leben geheult hatte. Droben in seinem finstern Verschlag lag er auf seinem Bett. Den Pfühl hatte er hinuntergeworfen und sich mit den Säcken zugedeckt. Die Mütze hatte er sich über die Ohren und über die Augen gezogen, in seine Strümpfe die Fäuste hineingesteckt und weinte leise vor sich hin in Reue und Wonne.

Ad'm! rief jetzt wieder die Stimme seines Meisters, und in demselben Augenblick tat sich die Tür auf. Komm schnell heraus!

Im Nu stand er draußen auf dem Speicher. Der Bahnwärter wartete, seine Dienstlaterne in der Hand, auf der halben Stiege. Er zeigte ein verstörtes Gesicht.

Ad'm, weißt du, wo der Doktor in der Stadt wohnt?

Jawohl! — Wie oft hatte er bei der Frau Doktor gebettelt! Auch hatte er dort einmal einen Überzieher gestohlen.

Geh hin und hol ihn! Er soll kommen, so schnell er kann. Wenn er nicht sogleich kommt, ist's zu spät.

Die Stimme versagte ihm. Dann fuhr er fort: Ich muß Schnee schaufeln. Vor dem Einschnitt ist ein böser Windfang; da jagt der Sturm allen Schnee auf die Schienen; da gibt's Arbeit die ganze Nacht durch. Drum kann ich nicht gehen. Adam, trag mir's nicht nach von heut mittag! Lauf, was du kannst!

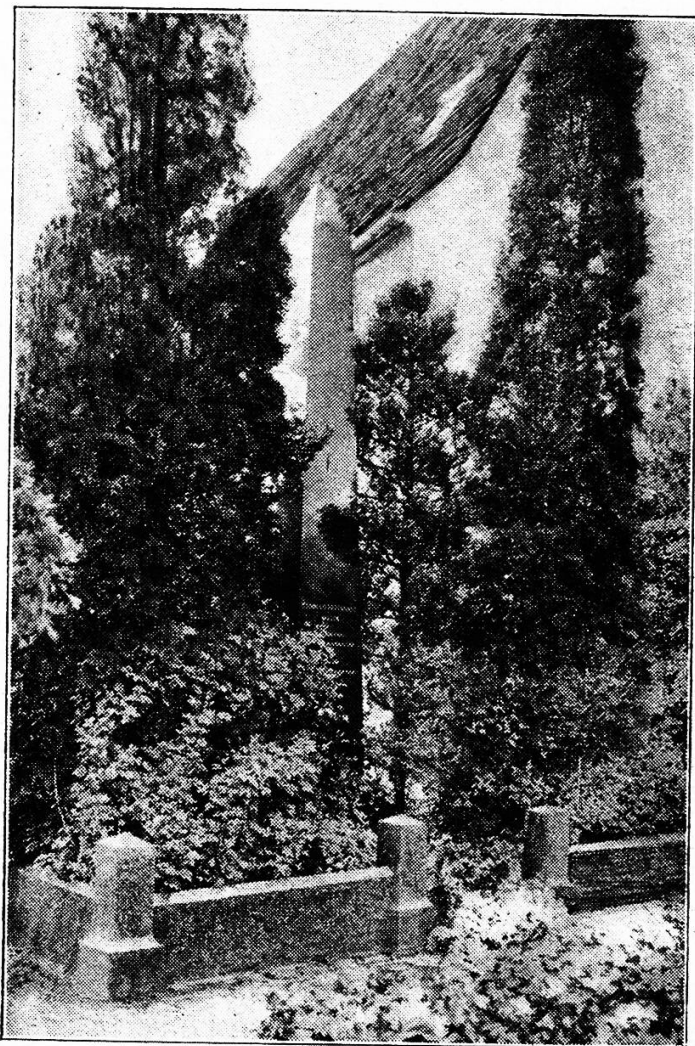
Während der Bahnwart redete, hatte sich der Bursche seiner Stiefel entledigt, die neugeschenkten Strümpfe übergestülpt und die Stiefel wieder angezogen. Jetzt war er zum Gehen fertig. Geh mir Eure andre Laterne, Meister, sagte er, und schreibt mir's auf einen Zettel; wenn der Doktor nicht daheim ist....

Da, nimm die! Die löscht nicht aus, mag's stürmen, wie's will! Dann schrieb er drunten im Zimmer auf einen Fegen Papier ein paar Worte. Adam wickelte den Zettel in sein Taschentuch und eilte hinaus.

Mit einigen Säcken hatte er die Landstraße erreicht und trabte, vom Sturm geschoben, des Weges dahin. Das jagende Heer der Schneeflocken erfüllte die Nacht mit einem weißlichen Dunst, in dem das Auge noch blinder war als in lauter Finsternis, und der auch die schimmernde Schneedecke dem Blick entzog, so daß man den Boden nicht sehen konnte. Aber mit wunderbarer Sicherheit sprang der Knabe die Straße dahin. Es machte ihm Freude, daß der Schnee so tief war; er hatte ja so gute warme Strümpfe an. Und es glühte ihm der Kopf in der neuen Mütze von der Anstrengung und den sich jagenden Gedanken.

Jetzt will ich ein tüchtiger Weber werden und ihr ein Tischtuch weben

so groß, wie die Altardecke am Festtag ist; und dann ein Leintuch so weiß und weich wie frischer Schnee; und dann Servietten, drei Duzend, weit feiner noch als die waren, die ich dem Ankerwirt vom Trockenplatz stibizt habe. Und stehlen will ich gewiß nicht mehr, außer am Sonntag eine Fastenbrezel vom Bäckerladen. Und wenn ich einmal ein Webermeister bin, und der Robert von Magdeburg kommt und will bei mir fechten, dann



Grabmonument für Comr. Ferd. Meyer.

Phot. A. Moser, Rilschberg.

werd' ich zu ihm sagen: schäm dich, du Lump, daß du's nicht weiter gebracht hast, und werd' ihm nichts geben, oder höchstens ein paar alte Stiefel, die ich nicht mehr tragen mag, weil ich zu stolz bin.

Unter solchen Selbstgesprächen kam er im Städtchen an. Die Straßen waren menschenleer. Die Laternen flackerten im Sturm. Die Nachtglocke an dem Hause des Arztes wurde ausgiebig gezogen, und einen Augenblick später stand Adam im Hause gange vor dem Dienstmädchen.

Ich möchte den Herrn Doktor holen. Er soll gleich kommen; es ist nötig.

Der Herr Doktor sind nicht zu Hause. Sie sind über Feld.

Wo ist er?

Der Herr Doktor sind in Fischbach, und wenn sie nach Hause gekommen sind, dann halten sie Bescherung.

Fischbach war ein Dorf, das in der Richtung lag, von der der Junge gekommen war. Die Straße nach Fischbach bog eine halbe Stunde vor dem Städtchen von dem Seitenwege ab, in dessen Nähe der Bahnwärter wohnte.

Das Mädchen schien weitere Erörterungen für überflüssig zu halten und ging in die Küche zurück. In diesem Augenblick öffnete sich eine Thür, und ein jugendlicher Lockenkopf schaute heraus.

Philippine, führen Sie den Mann in das Wartezimmer; ich will selber mit ihm sprechen.

Und wer soll den Boden putzen? brummte Philippine. Ich nicht. Morgen ist heiliger Christtag, und heut' abend ist unser Heiland geboren. Da rühr' ich keinen Besen an. Religion haben sie doch alle keine, die Doktorsleut'! — Hinaus auf die Treppe und den Schnee abgeklopft! So! Und jetzt die Stiefel gepuht!

Adam trat in das durchwärmte Zimmer und hörte von der Frau des Arztes dasselbe, was er von dem Mädchen vernommen hatte. Ist es denn nötig, daß mein Mann heute noch kommt?

Adam knüpfte sein Taschentuch auf und wies der jungen Frau den Zettel. Diese warf einen Blick hinein. Ja, 's ist nötig. Du kannst hier auf meinen Mann warten und dann mit ihm hinausfahren. Ist die Frau deine Mutter?

Ja.

Du bist rasch gelaufen und glühst ganz, bei diesem Wetter! Philippine, rief sie zur Thür hinaus, bringen Sie ein Glas Glühwein herein, sobald er fertig ist!

Much noch! brummte die Magd. Bei der Verschwendung kann nichts herauskommen! Was werden der Herr Doktor kriegen von der Fahrt heut' nacht? Nicht einmal die Fahrkosten!

Unterdessen hatte Adam bei sich überlegt: Vom Kreuzweg bis hierher braucht der Doktor zehn Minuten; auf dem Rückweg eine Viertelstunde, denn es geht gegen den Wind. Wenn er heimkommt, trinkt er zuerst warmen Wein, das dauert fünf Minuten. Die halbe Stunde kann ich gewinnen.

Ich will lieber nicht warten, sagte er zu der jungen Frau. Ich will dem Herrn Doktor entgegengehen; und er zog sich die Mütze über die Ohren. Welche Straße fährt der Herr Doktor, die alte oder die neue?

Ich weiß es nicht sicher, sagte die Frau.

Der Herr Doktor fahren immer nur die neue Straße, entschied Philippine aus der Küche.

Was für ein Fuhrwerk ist's?

Der Ankerwirt fährt meinen Mann.

O, dem seine Schlittenschellen kenne ich von weitem, sagte Adam und schmunzelte. Hatte er ihm doch vor einem Jahre ein paar Schellen vom Lederzeug weggeschnitten.

Ich weiß nicht, ob mein Mann seine Instrumente bei sich hat.

Der Herr Doktor haben die nötigen Instrumente bei sich, rief das Mädchen.

Wenn du nicht warten willst, dann geh' in Gottes Namen. Gute Berichtigung und gute Besserung deiner Mutter! Philippine, leuchten Sie ihm die Treppe hinab!

Beim Hinuntergehen bemerkte Adam, daß er müde geworden sei. Unwillkürlich mußte er die Stufen zählen. Auf der fünften blieb er stehen. Da hab ich den Stein hingelegt, sagte er zu sich und hielt sich am Geländer. Darauf wandte er sich zurück. Fräulein, steht's mit meiner — mit meiner Mutter sehr schlimm? Er hatte vor des Doktors Dienstmädchen einen gewaltigen Respekt und traute ihr alle medizinische Weisheit zu.

Philippine zuckte mit der Achsel. Dann kam sie neugierig herunter. Zeig mir einmal deinen Bettel!

Adam knüpfte sein Taschentuch wieder auf. Er fürchtete sich davor, das Blatt selbst zu lesen. Philippine las: Das vierte Bahnwärterhaus gegen Mettlingen zu. Meine Frau ist in — Philippine stieß einen unartikulierten Ton aus, ein Mittelding von Schreckensruf und Gefächel. O, das ist sehr schlimm! Gott soll mich vor so was bewahren! Lauf, was du kannst!

Das Wetter war noch greulicher geworden. Der Sturm heulte durch die Gassen, und Biegel flogen von den Dächern. Fußhoch lag der Schnee, und immer neue Massen wurden heruntergepeitscht. Im Torweg des letzten Hauses, einer Gastwirtschaft, zündete Adam die Laterne an, deren er bisher nicht bedurft hatte, und dann schritt der arme Junge hinaus in die menschenleere Wildnis.

Nicht mehr rasch ging's. Kopf und Brust bohrten sich in den Sturmwind hinein, und die Füße stemmten, Schritt für Schritt, tapfer nach. Das Gefühl wohliger Lebenswärme war verloren. Der Kopf glühte, aber auf dem Rücken lag es eisig, das Wams war gefroren; und die Füße wurden kalt und schwer und immer schwerer.

Er hatte nach der Weisung der Magd die neue Straße eingeschlagen; auf dem Herwege war er die alte gegangen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, daß der alte Weg der geschütztere sei, und daß höchst wahrscheinlich





**Die Wohlthäterin.**  
Nach dem Gemälde von E. Henkefer.

der Doktor auf jenem fahren werde. Er brach fast zusammen vor Schreck, als ihm dies mit einemmal sonnenklar wurde, und es war ihm einige Augenblicke nicht möglich, einen Schritt weiter zu tun. Da raffte er Schnee auf und preßte ihn an die glühenden Lippen und an die dumpfe Stirne, und das leise Stöhnen, das aus seiner Brust brach, war ein Gebet, wie es schreiender nie aus der Tiefe menschlicher Not an das Herz dessen geschlagen hatte, der den Einsamen sieht und sich des Elenden erbarmt.

Adams Plan war gefaßt. Die beiden Straßen liefen parallel in geringer Entfernung von einander. Zwischen ihnen war zuerst der Eisenbahndamm und dann ein Bach mit tiefem Bett. Adam hatte zugeesehen, wie man im Sommer vom Wasserspiegel bis zum Beginn des Damms eine senkrechte Mauer aufgeführt hatte. Hier hinunter zu klettern war unmöglich; auch pflegte der Bach, dessen Wasser ungleichmäßig floß, beim härtesten Froste zwischen festem Eise lange offene Strecken zu behalten. Also war die Hoffnung, das Bett überschreiten zu können, unsicher. Aber Adam war früher unzähligemal herüber und hinüber gesprungen. So konnte es gehen.

Er bog von der Straße ab. Der Sturm hatte nachgelassen, aber um so dichter fielen die Schneeflocken. Die Laterne, die er an der Brust trug, beleuchtete scharf einen dreieckigen Ausschnitt, dessen Grundlinie fünfzehn Schritte weit von dem Lichte, der Spitze des Dreiecks, entfernt sein mochte. Adam sah vor sich den Damm. Zuerst sank er bis an die Lenden in den Schnee. Das war der Straßengraben. Dann arbeitete er sich mit Händen und Füßen hinauf. Jetzt war er oben. Er untersuchte mit dem Fuße. Hier sind die Schienen, das erste, das zweite Geleise. Jetzt stand er am Rande. Er lauschte. Ist das nicht Schlittengeläute in der Ferne? Ja, des Anferwirts Schlitten ist's. Adam hätte seine Schellen aus hunderten herausgekannt. Was jetzt tun? — Hier oben bleiben? — Allerdings, man sah von der Straße aus sein Licht. Aber mußte ihn nicht der Arzt für den Bahnwärter halten, der seine Strecke abging? — Hinüberryufen? — Er versuchte seine Stimme; sie war heiser und matt. Unmöglich konnte man ihn hören. — Die Laterne hinüberwerfen? Aber konnte sie nicht an einem der Brellsteine der Straße zerschellen oder verlöschen im Schnee? Oder sollte er es wagen, sich hinunterzulassen? Unter dem grellen Schein, der von der Laterne ausging, lag das tiefe Bett des Baches in schwarzer Finsternis. Wie er auch das Licht drehte und wendete, kein Strahl drang bis hinunter auf den Wasserspiegel. Ob Eis, ob Flut, wer konnte es wissen? Nur eins blieb übrig: der Sprung.

Adam spähte hinüber. Er wußte, daß von drei zu drei Schritten ein Quaderstein am Rande der Straße emporragte zum Schutze der Fuhrwerke gegen die Gefahr des Absturzes. Aber die fallenden Flocken verhüllten

das gegenüberliegende Ufer. Adam schloß die Augen, krampfte alle Kraft in sich zusammen und sprang.

Ein furchtbarer Schlag traf ihn auf das Knie, ein zweiter mitten in das Gesicht; er war auf einen der Steine geprallt. Er griff zu, aber faßte nichts als Schnee und sank hinunter in die Tiefe. Es war kein hoher Sturz, und auf der weichen Hülle des gefrorenen Wasserspiegels tat er sich nicht wehe. Eine fast unbezwingliche Lust, liegen zu bleiben und auszuruhen, kam über ihn. Aber er hörte das Schlittengeläute näher und näher. Er drehte die brave Laterne nach allen Seiten, aber, er sah's an den scharf abgeschnittenen Schattenrändern, ihr Schein konnte nicht hinaufdringen bis auf die Straße. Ich selbst kann nimmer hinauf, aber du sollst hinauf, dann will ich schlafen! Er raffte sich auf. Der rechte Fuß war lahm. Er kroch den steilen Abhang hinauf, sich haltend und emporziehend am Gesträuch und sich einfallend unter den Schnee in die Erde. Seine Arme zitterten. Noch einen Augenblick, sagte er, dann ist's genug. Jetzt konnte er mit der Hand hinauftasten auf die Straße; er fühlte die Kante des Steins, wider den er gesprungen war. Mit der Linken hielt er sich fest an einem Zweige, der von oben herunterhing, mit der Rechten griff er in die Brust und schob sein Taschentuch, in dem der Zettel stak, hinauf auf die Straße; dann nestelte er die Laterne los und schob sie daneben. Jetzt stand sie und mußte ihren Schein hell über die Straße werfen. Ein glückseliges Lächeln, von niemand als Gottes Engeln gesehen, verklärte sein blutiges Angesicht; dann glitt er lautlos in die Tiefe hinunter. — — —

Da drunten ist's warm, da zieht's uns hin, riefen die Schneeflocken einander zu und stürzten in die Tiefe. Die einen fielen zwischen seine Lippen und zerschmolzen auf den Zähnen; die andern häuften sich um's Herz. Er friert, wir wollen ihn wärmen; er will von seiner Mutter träumen, wir wollen ihn zudecken, flüsterten sie, und immer mehr Brüder und Schwestern riefen sie herbei. Bald schmolzen die Flocken auf seinen Zähnen nicht mehr, und als der Tag graute, riefen die zuletzt gekommenen: jetzt ist's genug; wir haben's besorgt! —

Wieder kam des Ankerwirts Schlittengeläute die Straße her. Man hielt oben an.

Da ist die Laterne gestanden. Wer sie nur hingestellt haben mag?

Das hat das Christkind getan, erwiderte des Ankerwirts alter Knecht.

Ja, ein Engel muß es gewesen sein, sagte der Arzt, denn wäre ich eine Viertelstunde später gekommen, so wären Mutter und Kind verloren gewesen. — Wo nur der Junge geblieben sein mag?

Er stieg aus dem Schlitten und besichtigte die Stelle. Er schaute auch in die Tiefe hinunter. Aber die Schneeflocken hatten es gut besorgt. Ein

Rabe erhob sich aus dem Bett des Baches und flog mit träger Schwinge drei Schritte weit. Dann schaute er die Männer an und krächzte. In der Ferne aber läuteten die Glocken zum Christfeste.

---

## Die Hygiene der Langlebigkeit.

Von Leopold Ratfcher, London.

[Nachdruck verboten.]

Eigentlich müßten schon die Kinder in den Schulen in der Hygiene unterrichtet werden. Dann würden nicht so viele nützliche Menschen eines vorzeitigen Todes sterben, die durch eine richtigere Lebensführung hätten alt werden können. Aber auf das Altwerden allein kommt es nicht an; die Hauptsache ist, im Alter gesund zu bleiben oder zu werden. Wie fängt man es nun an, ein möglichst hohes und zugleich gesundes Alter zu erreichen?

Eine für alle gleichmäßig geltende feste Regel läßt sich hier so wenig aufstellen, wie auf andern Gebieten. Ist es doch Tatsache, daß sehr viele ein langes Leben erzielen, ohne in der Praxis etwas dazu beigetragen oder sich mit der Theorie der Kunst, das Leben zu verlängern, beschäftigt zu haben. Sogar Personen mit geradezu gesundheitswidriger Lebensweise können recht alt werden, das sind aber Ausnahmen, die sich zumeist durch Ererbung einer sehr kräftigen Konstitution erklären lassen. Der Umstand, daß auch ein unhygienisches, entbehrungsreiches, kummervolles, freudloses Leben das Altwerden nicht verhindert, läßt es fraglich erscheinen, ob eine gesundheitlich wohlgeordnete Lebensweise überhaupt zur Erreichung eines hohen Alters beitrage, ob nicht vielmehr lediglich eine kräftige Veranlagung, eine widerstandsfähige Natur hier maßgebend seien, und ob dort, wo es an dieser Vorbedingung fehlt, nicht alle künstlichen Bestrebungen nach Lebensverlängerung vergeblich bleiben würden.

Es ist den auch wirklich ganz gewiß, daß bei der Kunst, das Leben zu verlängern, die angeborne beziehungsweise ererbte Naturanlage zwar nicht die einzig richtige, wohl aber eine der Hauptrollen spielt. Demgemäß gibt es ganze Geschlechterfolgen mit großer Langlebigkeit. Allein ebenso sicher ist, daß auch ohne solche günstige Vorbedingungen ein hohes und gesundes Alter sich erzielen läßt. Der jetzt weit über achtzigjährige Sir Herman Weber in London, der viele Jahrzehnte hindurch das dortige Deutsche Hospital geleitet hat, teilt in seinem ungemein vernünftigen Büchlein „Die Verhütung des frühen Alters und Wege zur Verlängerung des Lebens“ (Leipzig 1905, zweite Auflage) mit, er könne auf Grund genauesten Studiums der Lebensgeschichte von über hundert hochbetagten Personen aufs bestimmteste behaupten, daß die meisten davon „mäßig waren, wenig Fleisch aßen und viel im Freien lebten. Viele hatten ein Leben voller Arbeit, Entbehrung und Mühsal hinter sich. Die meisten waren Frühaufsteher, von froher Gemütsart und arbeitsfreudig.“ Indes befanden sich unter ihnen auch Unmäßige und Faulenzer — ein Beweis, daß gar manche Wege ins Land des Greisentums führen.

Interessant ist in diesem Belang ein vor etwa zwanzig Jahren erschienener Bericht über acht Geschwister, die damals in München wohnten